

# Textilmanufakturen in Preussen im 18. Jahrhundert

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Thurgauer Beiträge zur Geschichte**

Band (Jahr): **143 (2006)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## 6. Textilmanufakturen in Preussen im 18. Jahrhundert

### 6.1 Der Merkantilismus

Im ausgehenden 17. Jahrhundert und im überwiegenden Teil des 18. Jahrhunderts war in Mitteleuropa, abgesehen von der Schweiz, die absolutistische Staatsform auch für die Entwicklung der Wirtschaft prägend. Die Herrscher verfolgten eine Politik, «die planend und manchmal selbst unternehmerisch, stets aber bevormundend und an Staatszwecken orientiert in den ökonomischen Bereich eingriff und die Menschen daran gewöhnte, dass Regierungen aus fiskalischen Gründen in wirtschaftlichen Dingen Vorgaben machten und Kontrolle übten».<sup>39</sup> Die in Wirtschaftsfragen vorherrschende, aber nicht einzige Lehre war diejenige des Merkantilismus, der sich die Verbesserung der Wirtschaftsstruktur zu Gunsten der Staatseinkünfte zum Ziel setzte. Dem Grundbedarf der Bevölkerung dienten Landwirtschaft und Handwerk, wobei beide Betätigungsfelder nicht reinlich zu scheiden sind. Denn viele Bauern verdienten sich ein Zubrot, indem Frauen und Kinder mit Heimarbeit – insbesondere mit dem relativ leicht zu erlernenden Spinnen von Wolle – beschäftigt waren; andererseits betrieben Handwerker nebenbei oft auch eine kleine Landwirtschaft. Straff geregelt war das Handwerk insofern, als handwerkliche Berufe in ihrer fachlichen Vielfalt in Zünften organisiert waren. Zünfte waren örtlich zusammengefasste Verbände gleichberechtigter Genossen, «die ihr Gewerbe nach allgemeinverbindlichen Richtlinien und Gewohnheiten betrieben, gegenseitig Rechte und Pflichten auf sich nahmen und als Gesamtheit gewerbliche, politische, kirchliche und jurisdiktionale Funktionen ausübten».<sup>40</sup> Zünfte – mit oft sehr langer Tradition – waren also in der Gesellschaft von nicht unerheblichem Einfluss, wenn sie auch ihrerseits selbstverständlich dem Landesherrn unterstellt waren. Im Allgemeinen war das Stadthandwerk stärker spezialisiert und hatte auch grössere Betriebe als das Handwerk auf dem Lande; entsprechend gross war die individuelle Verschieden-

heit der wirtschaftlichen Lage und der Vermögensverhältnisse. Bei den sogenannten Massengewerben stand stets die Sorge um das tägliche Brot im Vordergrund, während gutgehende spezialisierte Betriebe – vor allem in Phasen auskömmlicher Konjunktur in Friedenszeiten – keine Existenzprobleme kannten. Das breite Spektrum der sozialen und wirtschaftlichen Struktur dieser Zeit in Europa kann hier nicht ausführlich dargestellt werden; für Deutschland sei auf Dipper, Schultz und Vierhaus, für Frankreich auf Gömmel und Klump verwiesen.<sup>41</sup>

In der Masse, wie die Erträge bei guter Wirtschaftslage zunahmen, standen vermehrt liquide Mittel bei Handwerkern, Kaufleuten und auch beim Adel zur Verfügung, die für wirtschaftliche Investitionen zur Verfügung gestellt werden konnten. Durch Investitionen konnten bei gleichzeitig zunehmender Bevölkerung Arbeitsplätze bereitgestellt werden, und zwar vorzugsweise in grösseren Betrieben wie z. B. Manufakturen, die eine grössere Kreditwürdigkeit erlangten. Manufakturen waren teils in staatlichem, teils im Besitz von vermögenden Personen, die über das für die Errichtung und den Betrieb derselben notwendige Kapital – aus eigener oder fremder Hand – verfügen konnten.

Die Begriffe Manufaktur und Fabrik waren im 18. Jahrhundert nicht eindeutig durch technische oder rechtliche Begriffe oder gar staatlicherseits erlassene Vorschriften definiert, der Sprachgebrauch auch nicht einheitlich. Vielmehr konnte ein und dasselbe Unternehmen zu einem Zeitpunkt einmal Manufaktur, einmal Fabrik (bzw. fabrique) genannt werden; so auch bei den wegelischen Unternehmen in Berlin.

---

39 Vierhaus, S. 45–46.

40 Dipper, S. 142.

41 Vgl. Quellen- und Literaturverzeichnis.

Das Preussische Ministerium, die Generaldirektion, hatte ein «Fabriken-Departement», in dessen Akten sich für den Monat Dezember 1789 Schriftstücke über die «Fabrique» der Gebrüder Wegeli wie über die «Wollen-Zeug-Manufaktur» dieser Herren finden. Der Begriff der Fabrik war zum Ende des 18. Jahrhunderts der gebräuchlichere, während man in der Zeit der Gründung des Wegelischen Unternehmens um 1700 vorzugsweise von Manufaktur sprach.<sup>42</sup> Manufakturen bzw. Fabriken für die verschiedensten Produkte waren also wesentliche Bestandteile der Wirtschaft zur Zeit des Merkantilismus. Im Folgenden wird vor allem auf die Situation bei der Herstellung von Wollstoffen eingegangen.

## 6.2 Organisatorische, kaufmännische und technische Elemente der Tuchfabrikation

Eine im 18. Jahrhundert weit verbreitete Organisationsform der Manufaktur war die sogenannte teilzentralisierte Manufaktur, die besonders häufig im Textilwesen anzutreffen war. Sie war derart organisiert, dass ein Teil der Produktion nicht an einem zentralen Ort, also in einem technischen Zentrum durchgeführt wurde, sondern im Wege des Verlagsystems auswärts. Das Verlagswesen war kennzeichnend für die Textilproduktion im 17. und 18. Jahrhundert in Mitteleuropa. An der Spitze eines Verlagsystems stand der Verleger, der im Zedlerschen Universallexikon von 1753 folgendermassen definiert wird:

«Verleger heisst unter Kauff- und Handelsleuten derjenige, so Handwercks-Leute unterhält, ihnen zu arbeiten giebt und die gemachte Arbeit von ihnen nimmt, dieselbe weiter zu verhandeln; oder der mit allerley Waaren ins Grosse handelt; und dieselben den Krämern und Höckern, so sie ins kleine verkaufen, hinlässt.»<sup>43</sup>

Manufakturbesitzer beschäftigten also im Verlagsystem Handwerker, wobei sie diesen oft auch die Rohware zur Verarbeitung aushändigten und anschliessend das fertige Produkt zurück erhielten, wonach dann die Entlohnung des Handwerkers – nach Zeitaufwand oder nach Quantität des gefertigten Produkts – erfolgte. Ein Manufakturunternehmer war also häufig ein Verleger – so auch Wegeli in Berlin. Ein Verleger war aber umgekehrt nicht unbedingt ein Manufakturunternehmer.

Die vom Unternehmer in seiner Manufaktur beschäftigten Handwerker waren teilweise höher qualifiziert als die auswärts im Verlagsystem beschäftigten. Denn zentral wurden bevorzugt die technisch aufwendigeren Arbeiten ausgeführt, deren Durchführung zudem vor der Konkurrenz im Einzelnen geheim zu halten war. Die in der Manufaktur selbst beschäftigten Handwerker gehörten nicht der jeweiligen Zunft an, sie waren vielmehr die Arbeiter des Unternehmers, seine Ouvriers, wie man damals sagte. Unter diesen befanden sich auch seine Meister, die nach zeitlichem Aufwand oder nach Akkordleistung entlohnt wurden, zu einem Tarif, den der Unternehmer unter Berücksichtigung der Konkurrenzlage festlegte.

Der Manufakturunternehmer hatte die für die Produktion am zentralen Ort notwendigen Gebäude zu erwerben und diese mit den notwendigen technischen Einrichtungen, wie z. B. Webstühlen, auszustatten; auch die Unternehmensleitung und das Handelskantor mussten dort untergebracht werden. Oftmals wohnte der Unternehmer selbst mit seiner Familie auf dem Grundstück der Manufaktur in einem separaten Gebäudeteil, bis er es sich leisten konnte,

42 In wissenschaftlichen Untersuchungen über die Strukturen der vorindustriellen Gesellschaft wird das Problem «Die Manufaktur als Vorläufer der Fabrik» – eine sehr akademische Fragestellung – des Längeren abgehandelt. Einblicke in diese Diskussion vermittelt Pohlmann, S. 60–69.

43 Zedler, Bd. 47, Sp. 1100.

ein besonderes Wohnhaus in der Nähe der Manufaktur zu beziehen.

Da Johann Georg Wegeli seine Kenntnisse in der Wollzeugmanufaktur in seiner Heimat erworben hatte, ist hier festzustellen, dass in der Schweiz wie in Preussen grundsätzlich sehr ähnliche strukturelle Verhältnisse in der Textilproduktion vorherrschten. Die Produktionsformen waren in technischer wie organisatorischer Hinsicht in Mitteleuropa vergleichbar; der Informationsaustausch über Produktionsmethoden funktionierte offenbar über die Grenzen hinweg gut. Import und Export begünstigten das europäische Marktgeschehen und erzeugten einen Konkurrenzdruck.<sup>44</sup>

In kaufmännischer Hinsicht ist auch noch auf die damals üblichen Verfahren der Buchführung bei Manufakturen einzugehen. Man begnügte sich damals in Deutschland verbreitet mit der sogenannten einfachen Buchhaltung, bestehend aus dem Schuldbuch, welchem bei der doppelten Buchführung das Hauptbuch entspricht. In das Schuldbuch wurden alle Schuldner und Gläubiger nach dem Buchstaben des Namens eingetragen. Von jedem Posten gab es zwei Eintragungen: eine im Soll, eine im Haben (Schuldner links, Gläubiger rechts im Journal verzeichnet). Gewinn und Verlust wurden häufig auf das persönliche Konto des Geschäftseigentümers unmittelbar gebucht. Im Geheimbuch wurde dessen gesamtes Vermögen an barem Geld, an Schulden, Zinsen, Renten, Immobilien und Betriebsausrüstung, an liegenden und fahrenden Stücken in Form eines – meist jährlichen – Inventariums verzeichnet, vom Unternehmer meist mit eigener Hand geschrieben.<sup>45</sup>

Die Tuchproduktion begann mit dem Einkauf der Schafwolle. Dieser erfolgte durch Berliner Fabrikanten auf dem Berliner Wollmarkt, ferner auf lokalen, periodischen Wollmärkten oder durch erfahrene Einkäufer auf den Dörfern. Dieser Markt war durch die Obrigkeit stark reglementiert.<sup>46</sup> Je nach Jahreszeit und Örtlichkeit variierte die Qualität der Wolle stark.

Friedrich der Grosse liess 1748 und 1752 spanische Edelschafe, Marinos, importieren, «um die Probe zu machen, ob auf solche Art unsere Wolle noch besser und feiner herausgebracht werden könnte»<sup>47</sup>; diese Versuche hatten aber nur begrenzten Erfolg. Marinowolle oder spanische Wolle kostete etwa das Zehnfache der kurmärkischen; für die Verarbeitung der spanischen Wolle hatte das noch zu erwähnende Lagerhaus ein königliches Monopol. Von Jahr zu Jahr gab es naturgemäss grosse Unterschiede in der Menge der Produktion. Bereits Ende des 17. Jahrhunderts kam es in Preussen zu einer höheren Wollproduktion, als dort selbst verarbeitet werden konnte. Preussische Wolle wurde daher auch zur Verarbeitung in die Schweiz exportiert und die Produkte danach wieder teuer reimportiert – mit ein Grund für den Kurfürsten, das Manufakturwesen im Lande zu fördern; doch bereits 1711 erfolgte dann ein Wollexportverbot zu Gunsten der heimischen Manufakturen, aber zum Nachteil der Gutsbesitzer – überwiegend des Adels.<sup>48</sup>

Die Verarbeitung von Schafwolle zu marktberreitenden Geweben geschah im 18. Jahrhundert technisch in sechs Schritten:<sup>49</sup>

1. *Vorbereitung*. Die Wolle wurde in Ballen angeliefert, deren Inhalt sortiert, eventuell gemischt, dann

---

44 Näheres zur Struktur der damaligen Textilproduktion in Deutschland findet sich bei Pohlmann, für die Schweiz bei Bodmer und Maliniak, für den Alpen- und Donauraum der Habsburgischen Monarchie bei Otruba und für die Niederlande bei de Baan; vgl. Quellen- und Literaturverzeichnis.

45 Weiteres dazu findet sich bei Penndorf; vgl. Quellen- und Literaturverzeichnis.

46 Herzfeld, S. 70–73.

47 Frahne, S. 185.

48 Herzfeld, S. 80–82.

49 Das ganze Verfahren der Wollverarbeitung wird beschrieben bei: de Baan, S. 9–105; Frahne, S. 185–187; Herzfeld, S. 72–79; Krüger, Horst, S. 40–43; Paulinyi/Troitzsch, S. 280–318; Rachel, S. 111–145.

**Abb. 3: Das um 1760 entstandene Gemälde eines unbekanntes Malers zeigt 16 Arbeitsschritte der Tuchproduktion von der Wollwäsche bis zum Falten und Pressen der fertig gestellten Ware.**

gereinigt und aufgelockert. So entstanden ungeordnete Faserknäuel und Flocken.

2. *Krempeln*. Die so vorbereitete Wolle musste dann für das Spinnen aufbereitet werden. Dazu wurden die Fasern der Flocken durch Krempeln (Kardieren, Schrobeln, Streichen) oder durch Kämmen parallelisiert und zu Vliesbändern vereinigt.

3. *Spinnen*. Bei diesem Arbeitsgang, der oft im Verlagswesen organisiert wurde, hat man aus dem Vlies das Garn hergestellt. Das hierfür verwendete einfachste Gerät war das Handspinnrad; die Fortentwicklung, das Flügelspinnrad, lieferte eine bessere Qualität. Danach folgte das weit verbreitete Tretspinnrad. Als Produkte entstanden mit diesen Geräten das Ketten- und Schussgarn. Für das Spinnen wurden im Gesamtproduktionsprozess die meisten Arbeitskräfte gebraucht, die erforderlichenfalls auch durch Zwangsmassnahmen mit staatlicher Hilfe eingesetzt wurden. Regulär oblag das Spinnen oft Frauen, Kindern, Dienstboten und Invaliden.

4. *Weben*. Dies ist das «rechtwinklige Verkreuzen von Fäden der Fadensysteme von Kette und Schuss nach einer bestimmten Ordnung [...] zu einem Gewebe».<sup>50</sup> Dieser Prozess erfolgte im 17. Jahrhundert noch weitgehend mit dem Handwebstuhl, dessen Hauptbestandteile die Fusstritte, die Schäfte und die Lade waren. Diese Arbeiten wurden auch im Verlagsystem vergeben. Etwa ab 1760 wurde die Lade durch die Schnelllade, auch «fliegendes Weberschiffchen» genannt, ersetzt. Damit begann die Vielfalt von technischen Verbesserungen zur Entlastung des Webers und zur Erhöhung der Produktion eines Webstuhls, die schliesslich zum Maschinenwebstuhl führte.

5. *Appretur*. Hierunter fallen das Walken und das Zurichten des Gewebes zum gebrauchsfähigen Endprodukt. Das nach dem Weben noch grobe Tuch wurde durch Walken gereinigt und verdichtet, ferner durch Rauhen und Scheren veredelt und schliesslich durch Zusammenlegen und Pressen in die endgültige

Form für den Verkauf gebracht. Für die in diesem Unterabschnitt genannten Arbeiten wurden bereits im späten Mittelalter teilweise Maschinen eingesetzt, z. B. Walkmühlen und Spindelpressen.

6. *Färben*. Das Färben der Tuche erfolgte entweder durch Verwendung gefärbter Garne oder durch Färben ganzer Tuche. Als Farbstoffe wurden auch im 18. Jahrhundert nur pflanzliche Produkte verwendet, wie z. B. Krapp oder Waid für Rot bzw. Blau. Das Färbegut wurde in die heisse Farbflotte, eine wässrige Lösung von Farbstoffen oder farbenerzeugenden Komponenten, die sich in einer Küpe befand, eingebracht und darin gerührt oder geschwenkt. Hierbei kamen sorgfältig gehütete Geheimrezepte zur Anwendung. Der im Einzelnen komplizierte Prozess des Färbens dauerte stets mehrere Tage.

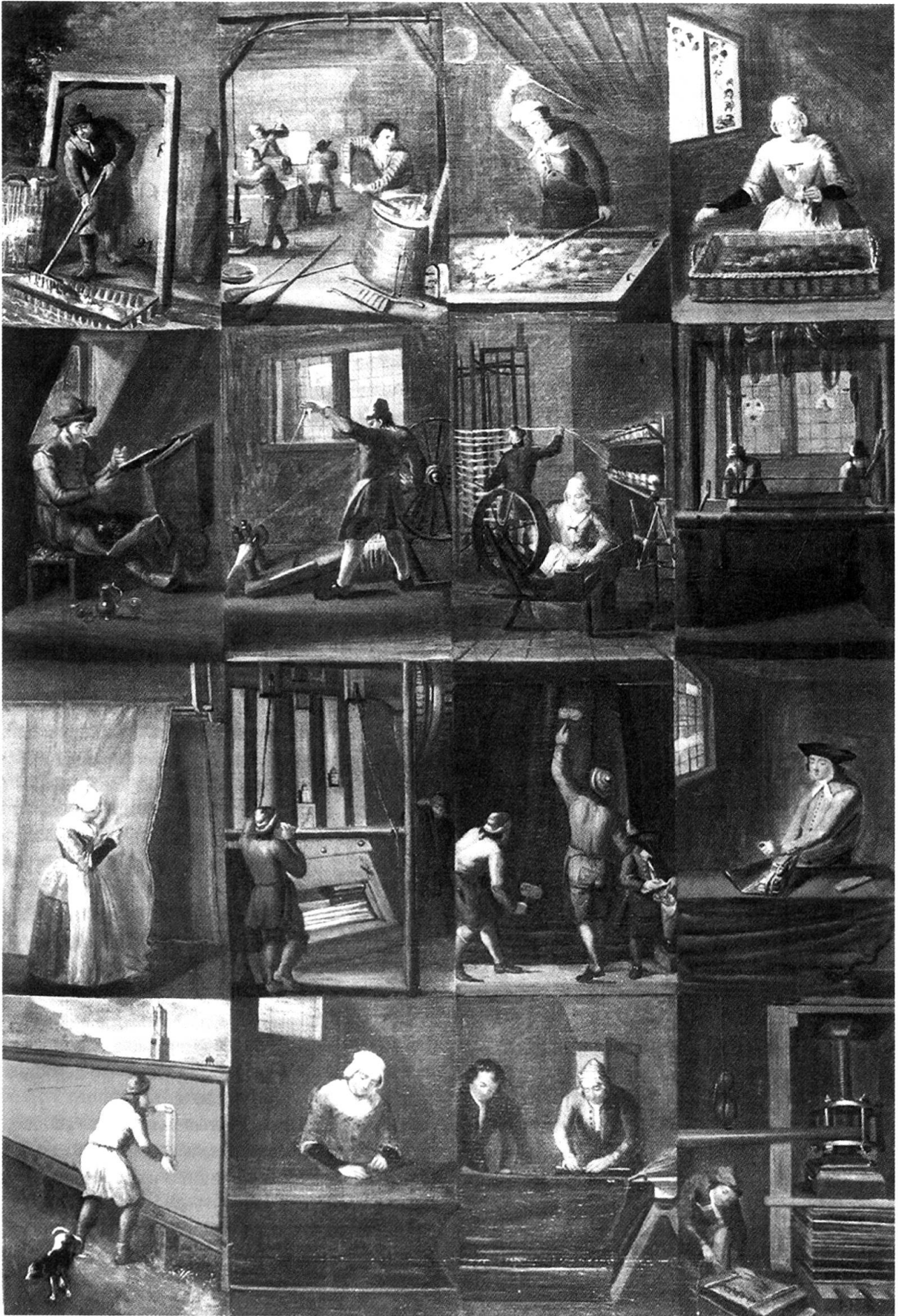
Bei den meisten dieser Arbeitsschritte wurde die Wolle oder das halbfertige Tuch nass behandelt, so die Rohwolle nach dem Sortieren in Kupferkesseln mit Wasser und Urin, nach dem Walken mit Urin und flüssiger Seife; danach musste das Tuch längere Zeit in Wasser gewaschen werden. Das Spreewasser in Berlin war in seiner Qualität für diese Arbeitsgänge zwar nicht sonderlich brauchbar, wie man um 1780 urteilte, da es viel Sand mit sich führte; es gab aber in Berlin keine Alternative. Wohl wegen des grossen Wasserverbrauchs baute man in Berlin die erste Manufaktur auf einer kleinen Insel in der Spree, wie noch zu erläutern sein wird.

Für alle diese Arbeitsschritte entwickelten sich spezialisierte Handwerksberufe, die bereits vor der Schaffung von Manufakturen in ihren jeweiligen Zünften unabhängig voneinander arbeiteten. So gab es Tuchmacher, Tuchbereiter, Tuchscherer und -schleifer, Schwarz- und Schönfärber.<sup>51</sup> Die Manufakturen bildeten benötigte Facharbeiter öfters selbst aus.

50 Heute gültige Definition nach DIN 61040/1982.

51 Schultz, Handwerk, S. 143–148.





Das fertige Textilprodukt war das «Zeug». Darum hiess der Betrieb von Wegeli in Berlin die Wollzeugmanufaktur Wegeli. Zeug wird im Zedlerschen Universallexikon von 1733 wie folgt beschrieben: «Zeug oder Zeuch, Frantz. Estoffe, bedeutet überhaupt alle Arten von Geweben, sie mögen gleich von Gold, Silber, Seide, Wolle, Haaren, Baumwolle, Garn oder anderen Materialien verfertigt seyn, und die entweder von Fabricanten oder auch andern Webbern, auf Stühlen gewürcket werden. In solchem Verstande gehören also hierher alle Tuche, Sarsche, Resche, Rationes, Etamindes [...]. Insbesondere und theils von Seide, theils von Wolle, theils von Garne; und heissen daher nach ihren unterschiedenen Haupt-Benennungen seidene, wöllene oder leinene Zeuge. Die wöllenen Zeuge sind dem Namen nach fast unzählbar, indem sie gemeinlich von den Ländern, Staedten und Oertern, da sie fabriciret werden [...] den Namen bekommen. Vornehmlich aber werden in denen Deutschen Handlungen die Berliner, Hamburger, Colberger, Bremer, Langensaltzer, Erfurter und andere Rasche geführt. [...] Man zählt wohl 30 Sorten der Feine und Farbe nach [...]»<sup>52</sup>

Verbreitet war unter den Wollzeugen neben dem Krepon auch die Sarsche aus Frankreich. Unter Tuch verstand man «jedes gewebte Zeug, es sei von Flachs, Wolle oder Seide».<sup>53</sup>

### 6.3 Wirtschaftspolitische Bedingungen in Preussen

Johann Georg Wegeli aus Diessenhofen bedurfte als junger «Kreponmanufacturier» in Berlin einer staatlichen Konzession, um seinen Betrieb aufzubauen. Das Nähere dazu regelte das grosse Wollmanufakturedikt des Grossen Kurfürsten vom 30. März 1687.<sup>54</sup> Wirtschaftspolitischer Zweck dieses Erlasses war:

1. Den einheimischen Wollgewerben sollte ihr Rohprodukt gesichert, die inländische Wolle vorwiegend

oder gar ausschliesslich der Verarbeitung im Lande vorbehalten werden.

2. Aus dieser Wolle sollten nun auch gute Stoffe, die geeignet waren, die bisher überlegene Konkurrenz im Ausland zu ersetzen, gefertigt und ihr Absatz befördert werden.

3. Den einheimischen Erzeugnissen wurde ihr Kampf um den inneren Markt und den Absatz nach aussen durch Tarif- und andere Schutzbestimmungen erleichtert.

Dieses Edikt wurde am 12. Dezember 1703 mit einer Verordnung «wegen anzulegender neuer Manufakturen, dass solche nicht allzu vorschnell errichtet werden» ergänzt.<sup>55</sup> In der «Tuch- und Zeugmacherordnung» gab es zudem genaue Vorschriften über das Wollsortieren und Wollschlagen sowie für Tuch- und Zeugsorten. Für «Fabriken» galten diese Vorschriften allerdings nur mit Einschränkungen. Fabrikanten durften ihre Waren nach eigenem Gutdünken und den Erfordernissen der Nachfrage entsprechend produzieren. Der grosse Unternehmer erhielt also mehr Handlungsfreiheiten als der kleine Handwerker mit wenigen Beschäftigten. Ferner war in dieser Ordnung das Arbeitsverhältnis zwischen Handwerker und Verleger grundsätzlich geregelt sowie die Gewerbeaufsicht durch sogenannte Fabrikinspektoren, zu denen ab 1736 noch «Fabrikenkommissarien» traten.

Seine Königliche Majestät Friedrich Wilhelm I., der seine Regierung 1713 antrat, hat die Kerngedanken seiner Manufakturpolitik in seiner Kabinettsorder vom 28. März 1738 festgehalten:

«Denn Höchstdieselbe eben deswegen die Fabriken und Manufacturen mit so vieler Mühe und Kosten eingeführet haben, um die Anzahl der Menschen im

52 Zedler, Bd. 62, Sp. 4.

53 Zedler, Bd. 45, Sp. 1411.

54 Acta Borussica Be 1, S. 689.

55 Beheim-Schwarzbach, S. 64–66.

Lande und durch diese die Consumtion und Gewerbe zu vermehren, da deroselben sonsten gar wohl bekannt, dass sie die fabricierten Waren zum Teil besser, auch wohl wohlfeiler aus frembden Ländern bekommen könnten.»<sup>56</sup>

Dieser König handelte nach dem Grundsatz: «Der liebe Gott hat den Fürsten auf den Thron gesetzt, nicht zu faulenz, sondern zu arbeiten und seine Länder wohl zu regieren.»<sup>57</sup> Unter seiner Herrschaft bestimmte die Staatsräson das Wirtschafts- und Kulturleben dieses spartanisch anmutenden Staates, wie Hubatsch es formulierte: «Sie war Ausgangs- und Zielpunkt aller verwaltungsmässigen und wirtschaftspolitischen Pläne und Handlungen, was immer als unbequem, ja hart empfunden werden musste. In Preussen war eine derart extreme Einseitigkeit zur Selbstbehauptung notwendig. Viel individuelle Freiheit konnte den Untertanen nicht gelassen werden; alles was sie taten, sollte indessen mit Hingabe im Dienst für den Staat geschehen.»<sup>58</sup> So war also das allgemeine politische und gesellschaftliche Umfeld beschaffen, in dem Johann Georg Wegeli sich etablierte.

Später, in der Mitte und zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter Friedrich dem Grossen, galten diese absolutistischen Grundsätze und die merkantilistischen Ideen in der preussischen Wirtschaftspolitik weiter.<sup>59</sup> Im Einzelnen wurden aber auch neue Mittel eingesetzt, die an höchster Stelle zur Stärkung der staatlichen Macht, weniger zur Steigerung der wirtschaftlichen Wohlfahrt der Regierten für geeignet befunden wurden. Besonderes Augenmerk Friedrichs fand die Gewerbe- und Handelspolitik, die er ab 1749 persönlich – mit ungeheurem Fleiss – bis in die Einzelmassnahmen leitete. Jedoch war das Ende des merkantilistischen Zeitalters absehbar: Der Wandel zum Industriezeitalter unter Einsatz neuer Wege der Finanz- und Handelspolitik wurde alsbald deutlicher, und die Spannungen in der Gesellschaft des Dreiständestaates artikulierten sich zunehmend.

Bemerkenswert ist, wie Friedrich der Grosse (1712–1786) in seinem ersten Politischen Testament von 1752 die damalige Situation der Wollmanufakturen in seinem Land gesehen und beurteilt hat:

«Die Wollmanufakturen sind für Preußen die natürlichsten, weil der Rohstoff zu den Haupterzeugnissen des Landes zählt. Mein Vater hatte das Lagerhaus eingerichtet, das großen Aufschwung nahm, seitdem dort Tuche wie die Aachener hergestellt wurden. Durch die Anfertigung solcher feinen Stoffe ist die nützliche Manufaktur um 300 Webstühle vergrößert worden. Ein Kaufmann Wegeli hatte schon zur Zeit meines Vaters eine bedeutende Manufaktur für Etamin, Serge und kleine Zeuge begründet. Seitdem hat er sie ums Doppelte vergrößert, und viele andere Kaufleute haben ähnliche Manufakturen errichtet. Seit kurzer Zeit wird viel Baumwollzeug in Berlin angefertigt, und alle Jahre sehen wir neue Fortschritte in dieser Industrie. Zur Erleichterung für die Tuchmacher in den kleinen Städten, die alle arm sind und keine Auslagen machen können, habe ich einige Wollmagazine auf dem flachen Lande geschaffen, aus denen ihnen der Rohstoff auf Kredit geliefert wird. Sie bezahlen ihn erst, wenn die von ihnen hergestellten Tuche verkauft sind. Die Methode der Wollmagazine für die kleinen Arbeiter und der Seidenmagazine für die Seidenweber ist sehr gut und fast die einzige, mit der man solche Manufakturen in die Höhe bringen kann. Aus den Akziselisten habe ich ersehen, daß uns Wattlebeiter fehlen. Gegenwärtig bin ich da-

---

56 Acta Borussica Bb 1, S. 327.

57 Hubatsch, S. 34.

58 Hubatsch, S. 37.

59 Ein umfassendes historisches Profil dieser Zeit hat Ritter gezeichnet; vgl. Quellen- und Literaturverzeichnis. Viele Einzelheiten finden sich bei Treue, Wirtschafts- und Technikgeschichte, S. 67–75, und Treue, König, S. 101–129.



mit beschäftigt, eine Wattermanufaktur in Magdeburg einzurichten.

Dabei ist zu beachten: will man irgendeine Manufaktur anlegen, die Bestand haben soll, so muß vor allem ein Kaufmann ausfindig gemacht werden, der sie übernimmt: denn der Fabrikant kann nicht arbeiten und zugleich seine Ware verkaufen. Ferner richtet der kaufmännische Unternehmer das Augenmerk darauf, daß der fertige Stoff den Vorschriften entspricht, was den Absatz erleichtert. Nichts schädigt den Handel so sehr wie der Mangel an Realität, falsches Ellenmaß und dergleichen Schwindeleien. Um möglichst zu verhüten, daß die Arbeiter das Publikum und das Ausland betrügen, gibt es im ganzen Lande Fabrikinspektoren, die die Waren prüfen und alles Minderwertige unerbittlich zurückweisen. Diese Aufsicht ist von großer Bedeutung, zumal für den Absatz nach dem Ausland.

Bei Prüfung der Lage der Wollmanufakturen habe ich in Erfahrung gebracht, daß die Unternehmer allgemein über Mangel an Spinnern klagten. Um dem abzuhelfen, lassen sie in Sachsen für sich arbeiten, so daß alle Jahre eine große Masse Spinnwolle aus Sachsen ins Land kommt. [...] Sofort traf ich Maßnahmen, um Wollspinner zu bekommen und anzusiedeln. Sollen die ihr Auskommen haben, so müssen sie ein Haus, ein Gärtchen und genug Weideland besitzen, um zwei Kühe zu halten. Ich habe Kolonisten aus Sachsen, Polen und selbst aus Mecklenburg herangezogen, habe sie angesiedelt bei Potsdam und Köpenick, in der Neumark, in Pommern, bei Oranienburg und mit Hilfe der Amtleute in vielen Dörfern. Alles in allem kann ich jährlich 1000 Familien ansiedeln. Die Familie zu fünf Köpfen gerechnet, sind zwölf Jahre erforderlich, um die Zahl von 60 000 zu erreichen. Sobald solche Arbeiter angesiedelt sind, kommt es zuerst darauf

an, sie mit einem Kaufmann in Verbindung zu bringen, der ihnen ständige Arbeit verschafft. [...]

Ich glaube, an den Wollmanufakturen gibt es fast nichts mehr zu verbessern, und es handelt sich nur darum, sie auch fernerhin zu ermutigen und noch eine größere Anzahl in Ostpreußen einzurichten.»<sup>60</sup>

Woll- und Zeugmanufakturen wurden zu Zeiten Friedrichs des Grossen weniger stark mit monopolartigen Vergünstigungen ausgestattet als Hersteller von Luxusartikeln. Ein Monopol sollte nicht nur die Konkurrenz ausschalten und einen gesicherten Warenabsatz ermöglichen; man wollte zugleich von staatlicher Seite die Arbeiter an die Manufaktur binden. Der König war stets an einer aktiven Arbeitsmarktpolitik interessiert, um ja keine grössere Arbeitslosigkeit in seinem Lande oder gar in seiner Residenzstadt Berlin aufkommen zu lassen. Monopole wirkten sich im Übrigen auch mannigfach nachteilig auf den jeweiligen Wirtschaftszweig aus, wie es der noch zu erörternde Streit um das Privileg des Lagerhauses zeigt.<sup>61</sup>

---

60 Friedrich der Grosse, S. 25–27 und S. 32.

61 Krüger, Horst, S. 78–83.